Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31308-2

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Marcia Muller

Der Tod des Chefs

Scherz
Bern München Wien

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen
von Mechtild Sandberg
Titel des Originals: »The Tree of Death«
(Früher bei Scherz erschienen unter dem deutschen Titel:
»Mord mit doppeltem Boden«)
Schutzumschlag von Heinz Looser
Foto: Thomas Cugini

2. Auflage 1995, ISBN 3-502-51523-9
Copyright © 1983 by Marcia Muller
Alle deutschsprachigen Rechte beim Scherz Verlag Bern und München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

1

Ich konnte es nicht glauben. Unter dem Scheibenwischer meines VW Rabbit klemmte tatsächlich ein Strafzettel. Kode 27368. Was zum Teufel hieß 27368? Ich riß den Strafzettel heraus und drehte ihn um. Aus der Liste all der Dinge, die sich ein Autofahrer in Santa Barbara von Gesetzes wegen nicht erlauben darf, ging es klar hervor. Überfällige Wiederzulassung des Fahrzeugs.

»*Maldito*!« Ich warf einen Blick auf das Nummernschild. Richtig. Dem Aufkleber zufolge wäre die Wiederzulassung im April fällig gewesen. Und heute war der 2. Mai.

Zornig zerriß ich den Zettel und ließ die Fetzen auf die Straße flattern. Normalerweise bin ich eine gesetzestreue Bürgerin, aber was zuviel ist, ist zuviel.

»Wenigstens ein paar Tage Frist könnten sie einem lassen«, schimpfte ich, schon auf dem Weg zum Museum, vor mich hin. Nur des Museums wegen hatte ich vergessen, die Wiederzulassungsgebühr zu überweisen. Der Schein lag zu Hause auf meinem Schreibtisch, aber der Umzug unseres Museums samt Ein- und Auspacken und außerdem Vorbereitungen für den bevorstehenden Presse-Empfang hatten mich so in Anspruch genommen, daß ich nicht einmal Zeit gehabt hatte, ihn auszufüllen.

Trotzdem, das war sogar diesen Ärger wert, sagte ich mir mit einem Anflug von Stolz, während ich auf den Adobe-Bau aus dem 19. Jahrhundert zuging, in dem das Museum für Mexikanische Kunst nun untergebracht war. Einen Monat zuvor hatten wir noch in einem Ladenlokal im schäbigsten Viertel der Stadt gehaust; jetzt saßen wir wie die Perle im Gold in einem historischen Gebäude in Pueblo Viejo, Santa Barbaras Altstadt. Das Museum war jung – genaugenommen war es erst fünf Jahre alt – und eigentlich viel zu arm, um sich so eine stilvolle Unterkunft leisten zu können, aber der schöne alte Bau war das unerwartete Vermächtnis

eines verstorbenen Verwaltungsratsmitglieds.
Unter dem Torbogen, der in den Mittelhof führte, blieb ich einen Moment stehen und betrachtete den blaugekachelten Springbrunnen. Bis zu unserem Einzug war er völlig verstopft gewesen, aber ich hatte einen Fachmann gefunden, der ihn uns kostenlos gereinigt hatte, und nun sprudelte das Wasser heiter im Licht der Spätvormittagssonne. Die Höfe und kleinen Gärten rund um das Gebäude waren voller Blumen – Hortensien, Azaleen, Poinsettias – dank einer Vorliebe unseres Direktors für alles, was grünte und blühte.
Einer seiner wenigen Vorzüge, dachte ich, als ich ihn am Portal zu den Ausstellungsräumen stehen sah. Frank de Palma war ein dicker, kraushaariger Mann, der trotz seiner Maßanzüge immer aussah, als hätte er sich bei der Heilsarmee eingekleidet. Er stand da, die Hände auf dem Rücken, und betrachtete, ähnlich wie ich eben, den Springbrunnen und dann den Saal mit den Ausstellungsstücken aus der Kolonialzeit. Seine Krawatte saß schief, das Hemd spannte über dem überhängenden Bauch, einer der Knöpfe war aufgegangen, und durch den Spalt war schwabbeliges, dunkel behaartes Fleisch zu sehen. Angewidert wandte ich mich ab.
Ich hätte Frank sein ungepflegtes Äußeres verzeihen können, wenn er ein kompetenter Administrator gewesen wäre. Aber er nahm seine Arbeit mehr auf die leichte Schulter, und seit unserem Umzug hatte er vor lauter Aufregung überhaupt keinen Finger mehr krumm gemacht. Statt sich an seinen Schreibtisch zu setzen, wanderte er herum wie jetzt oder brüstete sich vor seiner Gefolgschaft – einer Gruppe von Männern, die ich im stillen als die mexikanische Mafia bezeichnete – mit seinem Talent, Spenden lockerzumachen. Und nicht einmal ganz zu Unrecht; er verstand sich wirklich darauf, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Das war auch der Grund, warum unser Verwaltungsrat ihn behielt.
Als ich mich wieder umdrehte, war er weg. Ich ging zum Por-

tal hinüber und trat in den Ausstellungsraum für die Kunst aus der Kolonialzeit. Die jahrhundertealten Kultfiguren aus jener Zeit, als Mexiko von den Spaniern beherrscht wurde, machten sich gut in ihren neuen Schaukästen, und mein Arrangement von drei Kruzifixen wirkte bestechend, fand ich, auch wenn Frank behauptet hatte, das wäre zuviel der Blutrünstigkeit auf einmal. Bei dieser Meinungsverschiedenheit hatte ich die Oberhand behalten – ich war ja schließlich auch der Kustos hier –, und ich war froh darüber. Befriedigt ging ich weiter, um mich auch in den anderen Räumen noch einmal umzusehen, ehe ich an meinen Schreibtisch zurückkehrte.

Im Ausstellungsraum für Volkskunst auf der gegenüberliegenden Seite des Hofs traf ich auf einen untersetzten jungen Mann mit einer wilden Mähne schwarzen Haares. Jesus Herrera, ein einheimischer Künstler und Schöpfer fanatischer Fabeltiere aus Papiermaché. Beinahe anbetend stand er vor einem seiner leuchtend bunten geflügelten Drachen, der von der Decke herabhing.

»Hallo, Jesse.« Er hörte den Spitznamen lieber als das biblisch belastete ›Jesus‹.

Mit blitzenden Augen drehte er sich um.

»Elena! Großartig, wie Sie sie gehängt haben.« Er wies auf den Drachen, dann auf einen Leguan mit Schmetterlingsflügeln. »Meine kleinen *camaleones* haben nie besser ausgesehen.«

Er nannte sie *camaleónes* – Chamäleons –, weil sie, wie er behauptete, je nach Hintergrund, Blickwinkel und Beleuchtung ihr Aussehen wandelten. Und ich mußte ihm recht geben.

»Es freut mich, daß Sie zufrieden sind. Die *camaleónes* werden bei der Presse bestimmt Aufsehen erregen, wenn der Empfang läuft wie geplant.«

»Warum sollte er nicht?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß auch nicht. Eigentlich müßte alles glattgehen. Die Stücke stehen. Das Essen ist bestellt.

Die freiwilligen Helfer wissen Bescheid. Die Informationsmappen sind fertig.«
»Na also. Was kann dann noch schiefgehen?«
»Keine Ahnung. Aber irgendwas geht bestimmt in die Hose.«
Jesse lachte. »Ach, Quatsch. Das Schlimmste, was passieren kann ist, daß Frank mit bekleckerter Krawatte antanzt.«
»Um Frank mach ich mir schon lange keine Sorgen mehr. Mir selber wird's allmählich zu viel. Ich bin hundemüde, aber nachts kann ich nicht schlafen. Ich hab dauernd Kopfschmerzen. Vorhin bin ich zur Apotheke rüber und hab mir ein paar Aspirin geholt, und als ich zurückkam, hatte ich einen Strafzettel am Auto. Zu Hause stapelt sich das schmutzige Geschirr, und wenn ich heute abend nicht meine Wäsche mache, habe ich zum Empfang nichts anzuziehen.«
»Arme Elena! Sie arbeiten zuviel.«
»Sagen Sie das mal dem Boss.«
»Nein, danke. Das einzige Mitglied dieser Familie, mit dem ich freiwillig rede, ist Maria.«
Maria war Franks zwanzigjährige Nichte. Sie arbeitete als Sekretärin bei uns im Museum.
»Sie sind also immer noch in sie verknallt?«
»Verknallt? Wir lieben uns«, erklärte Jesse mit Würde.
»Ich dachte, Frank hätte Ihnen klargemacht, daß das nicht geht.«
»Nein, er sagte, wenn zwischen uns was wäre, könnte ich eine Ausstellung meiner Sachen hier im Museum vergessen.«
»Muß ja hoch hergegangen sein.«
»Das kann man wohl sagen.« Jesses dunkle Augen wurden hart und kalt. »Ich hab mich erboten, ihm das Genick zu brechen.«
Seine kalte Wut war mir nicht geheuer. Jesse war ein emotionaler Mensch, der zu plötzlichen Stimmungsumschwün-

gen neigte. Und solche Umschwünge konnten recht gefährlich sein.
Er sah mir das Unbehagen wohl am Gesicht an, denn er lächelte beruhigend und sagte: »Ach was, keine Angst, Elena. Tio Taco läßt mich kalt. Aber es ist einfach traurig – Maria de la Cruz, das schönste Mädchen, das je von Mazatlán nach Norden reiste, unter der Fuchtel dieses schmierigen Fettwanstes zu wissen.«
Unwillkürlich war er in die Melodie seiner Muttersprache verfallen. Es waren Rhythmen, die ich in meiner eigenen Rede zu hören pflegte, in der Rede aller Menschen, die in spanisch sprechenden Familien aufgewachsen waren.
Ich erwiderte das Lächeln.
»Na, Frank wird sie ja nicht gerade in Ketten legen.«
»Von wegen! Es gibt unsichtbare Ketten. Bei Tag ist sie an diese verdammte Schreibmaschine gefesselt, für einen Hungerlohn, den sie für Unterkunft und Verpflegung an ihn abliefern muß, und abends – und das ist das Schlimmste – muß sie seine fünf *gordicitos* hüten.«
Ich lachte. ›Kleine Dickerchen‹ war die richtige Bezeichnung für die de-Palma-Kinder. Maria hatte wahrhaftig kein leichtes Los.
»Ja«, sagte ich, »und Robert nicht zu vergessen.«
Jesse schlug sich mit der Hand vor die Stirn.
»Der Kerl! Dick, faul und gefräßig und fünfundvierzig Jahre alt dazu. Ich bin überzeugt, der Bursche hat einen Erbfehler. Bildet sich Tio Taco wirklich ein, er könnte Maria mit seinem Bruder verheiraten?«
»Na, verwandt sind die beiden ja nicht. Maria ist Franks angeheiratete Nichte.«
»Aber – Robert?«
»Hm, ich versteh Sie.«
In der Stille hörte ich das leise Rascheln des *camaleón*, das im Luftzug über unseren Köpfen sanft hin und her schaukelte.

»Sind Sie wegen Maria hergekommen?« fragte ich.
Jesse schüttelte den Kopf.
»Nein, wir haben ausgemacht, uns ein bißchen zurückzuhalten. Tio Taco lauert ja praktisch hinter jeder Ecke.«
Wie auf Kommando betrat Frank mit Antonio Ibarra im Schlepptau den Raum. Tony war einer der Männer seines Gefolges, ein schlaksiger, hellhäutiger Mann, der vor kurzem mit seiner blutjungen Frau aus Bogotá in Kolumbien in die Vereinigten Staaten eingewandert war. Offiziell bekleidete er am Museum den Posten des pädagogischen Beraters – die reine Farce, da er nur mit minderer Intelligenz gesegnet war und die englische Sprache höchstens mäßig beherrschte.
Tatsächlich war Tony Franks Prügelknabe. Unser Direktor kommandierte ihn unablässig herum, ließ ihn unwichtige Botengänge erledigen und bezeichnete ihn in seinem Beisein stets als »mein minderbemittelter Kolumbier«. Tony seinerseits tat so, als fände er Franks beleidigendes Verhalten bloß belustigend, und gab sich uns anderen gegenüber hochmütig, daß es ans Lächerliche grenzte. Zum Glück hatte schon vor Tonys Ankunft einer unserer freiwilligen Mitarbeiter die pädagogischen Materialien betreut und machte das nun stillschweigend einfach weiter.
Frank nickte mir kühl zu, bedachte Jesse mit einem unfreundlichen Blick und ging weiter. Tony grinste uns beide an und folgte seinem Herrn und Meister in der ihm eigenen knieweichen, schlurfenden Gangart.
Ich wartete, bis beide außer Hörweite waren, ehe ich sagte: »Wie eine schleichende Krankheit.«
»Tony, meinen Sie?«
»Ja. Das paßt.«
Ich sah den beiden Männern einen Augenblick nach.
»So, jetzt sause ich besser an meinen Schreibtisch und sehe nach, was für eine Katastrophe uns in meiner Abwesenheit heimgesucht hat.«

»Grüßen Sie Maria von mir.« Jesse wandte sich wieder seinen *camaleónes* zu.
Eine zusätzliche Katastrophe brauchten wir gar nicht; mein Schreibtisch war schon eine. Im Posteingangskorb stapelten sich die Papiere zu gefährlichen Höhen. Orangefarbene Informationsmappen lagen aufgeschichtet auf einer Ecke; einige waren auf den peruanischen Teppich hinuntergefallen. Der ganze Schirm meiner Schreibtischlampe war mit Listen dieser oder jener Art beklebt. Das Telefon fehlte. Stirnrunzelnd sah ich mich um, dann fiel mir ein, daß ich es zwei Stunden vorher in einem Wutanfall in die unterste Schublade geschoben hatte. Ich holte den Apparat wieder heraus, um die Anrufe zu erwidern, die während meiner halbstündigen Abwesenheit eingegangen waren.
Es war heiß im Büro. Ich ging zum vergitterten Fenster mit Blick auf die Rasenfläche und schob den altmodischen Riegel hoch, doch ehe ich das Fenster öffnen konnte, fiel der lose Riegel wieder herunter und zwickte mir die Finger ein. Leise schimpfend schob ich den Riegel noch einmal hoch, und hielt ihn jetzt fest, bis ich das schwere Fenster nach außen gedrückt hatte. Durch den Umzug und die bevorstehenden Eröffnungsfeierlichkeiten hatte ich seit Wochen so viel zu tun, daß ich zunehmend reizbar und ungeduldig geworden war. Wenn die Lage sich beruhigt hatte, mußte ich versuchen, alles wieder etwas lockerer zu nehmen. Kein Job war es wert, daß man über ihn zum Nervenbündel wurde.
Als ich meine Telefongespräche erledigt hatte, nahm ich den Zettel, auf den ich mir aufgeschrieben hatte, was ich mit Frank noch besprechen wollte, und ging hinüber zu Maria. Sie saß, schmal und dunkel, leicht gekrümmt über ihrer Schreibmaschine, eine Hand an die Stirn gedrückt.
»Maria? Haben Sie auch Kopfschmerzen?«
Mit Tränen in den Augen sah sie auf. »Nein.« Sie schob trotzig die Unterlippe vor.
»Was ist denn?«

Marias Leben bestand aus einer niemals endenden Serie von Krisen – vielleicht weil sie so ungeheuer egozentrisch war. Sie war eine ganz ordentliche Sekretärin, aber manchmal fiel mir ihr humorloses ständiges Um-sich-selbst-Kreisen entsetzlich auf die Nerven.
»Mein Onkel – er verlangt, daß ich mit Robert auf das *Cinco-de-Mayo*-Fest gehe.«
El Cinco de Mayo – der 5. Mai – ist der Tag, an dem im Jahr 1862 das mexikanische Heer in Puebla bei Veracruz den einfallenden Franzosen eine entscheidende Niederlage beigebracht hatte. Obwohl der Feind in gewaltiger Überzahl antrat, wurde er bis nach Veracruz und zum Meer zurückgetrieben. Dieser Feiertag hat im Lauf der Zeit für Amerikaner mexikanischer Herkunft eine besondere Bedeutung gewonnen und ist zu einem Symbol ihres wachsenden Bewußtseins für ihr kulturelles Erbe geworden. Aus diesem Grund hatten wir die Eröffnungsfeier unseres Museums auf den 5. Mai festgesetzt, der nun nur noch drei Tage entfernt war.
»Aber, Maria«, meinte ich, »deswegen brauchen Sie doch nicht gleich zu weinen. Sie haben mir erzählt, daß Robert meistens zuviel trinkt und dann einschläft, wenn sie mit ihm und Frank und Ihrer Tante ausgehen.«
Sie nickte.
»Vielleicht macht er's auf dem Fest auch so – trinkt zu viel Tequila. Dann können Sie den ganzen Abend mit Jesse tanzen.«
Sie kniff die Augen zusammen.
»Ja, das schon. Robert schläft bestimmt ein. Aber mein Onkel ist immer hellwach.«
Das konnte ich nicht bestreiten. Ich wußte nicht, was ich ihr noch zum Trost hätte sagen können.
»Wo ist übrigens Ihr Onkel?«
Sie wies mit einer verächtlichen Geste zu Franks Büro.
»Draußen im Garten. Die Gärtnerei hat wieder ein paar Büsche geschickt, die pflanzt er jetzt ein.«

Ich ging ins Büro und sah zum Fenster hinaus. Jenseits der massiven schmiedeeisernen Gitterstangen war ein kleiner Innenhof, den eine zweieinhalb Meter hohe weiße Mauer umschloß. Ein mit Platten belegter Weg führte seitlich am Haus entlang zum Parkplatz, der durch ein schmiedeeisernes Tor zu erreichen war.
Frank kauerte ungefähr in der Mitte des Hofs und mühte sich mit einer großen Azalee ab. Er war gerade dabei, sie mit Draht an einem glänzenden grünen Pfahl festzubinden. Die Pflanzen – ich zählte sieben insgesamt – mußten ein kleines Vermögen gekostet haben. Sogar die Pfähle sahen teuer aus, nicht aus unbearbeitetem Holz wie üblich, sondern fein lackiert. Ich hätte gern gewußt, ob unser Verwaltungsrat diesen Kauf genehmigt hatte.
Maria kam herein und stellte sich neben mich. Eine Weile beobachtete sie Frank stumm, dann schnalzte sie ärgerlich mit der Zunge.
»Ich glaube, ich störe ihn jetzt nicht«, sagte ich. »Er scheint richtig – glücklich zu sein.«
»Dann ist er der einzige.« Maria drehte sich um und wollte hinausgehen.
An der Tür stießen wir mit Vic Leary zusammen, dem Geschäftsführer des Museums, einem massigen, häßlichen Mann mit einem traurigen Gesicht. Er war der einzige von Franks Mafiosi, der mir gefiel. Vielleicht lag es an seiner schwermütigen Ausstrahlung, vielleicht an der väterlichen Fürsorglichkeit – er war um die Fünfzig –, womit er den Frauen vom Personal begegnete – ganz gleich, ich fühlte mich auf eine seltsame Weise zu ihm hingezogen.
Vic sah erst Maria an, dann mich, und fragte: »Wo ist Frank?«
Ich deutete zum Fenster.
Vic ging hinüber und sah hinaus.
»Er wird sich noch einen Hitzschlag holen, wenn er in der prallen Mittagssonne da draußen schuftet.« Vic war schon

seit zwanzig Jahren gewissermaßen Franks »ständiger Begleiter« und war so besorgt um ihn wie um die Frauen am Museum. »Wir sollten ihn lieber reinholen.«
»Ach, lassen Sie ihn doch, Vic. Es macht ihm Spaß. Und er kommt keinem in die Quere.«
Vic lachte. »Er war wohl in den letzten Tagen sehr ungeduldig, wie?«
»Wie ein kleiner Junge, der ein neues Haus entdeckt.«
»Tja, aber wir müssen ihn leider stören.«
»Wieso?«
»Gehen Sie mal raus auf den Parkplatz. Dann werden Sie's schon sehen. Da wartet eine Überraschung.« Sehr begeistert wirkte Vic nicht.
»Erfreulich oder unerfreulich?«
Er zögerte. »Kommt auf den Standpunkt an. Sie werden ja sehen. Gehen Sie nur raus. Ich hole Frank.«
Von Maria gefolgt, eilte ich zum Parkplatz hinaus. Vor der Laderampe stand ein offener Lastwagen, und auf seiner Pritsche eine drei Meter hohe Holzkiste. Ein Mann in Arbeitskleidung, vermutlich der Fahrer, war dabei, die Kiste aufzustemmen. Ich ging auf die andere Seite des Lastwagens, wo Jesse und Tony Ibarra standen. Isabel Cunningham, die zu unserem Verwaltungsrat gehörte und unsere aktivste freiwillige Mitarbeiterin war, stand oben auf der Pritsche und gab dem Mann beim Auspacken Anweisungen.
»*Qué pasa?*« fragte ich Jesse.
Er zuckte die Achseln. »Isabel hat eine Überraschung für das Museum.«
Ich sah zu Isabel Cunningham hinauf. Sie stammte aus einer der alten spanischen Grundbesitzerfamilien, die im neunzehnten Jahrhundert östlich von Santa Barbara einen riesigen *rancho* besessen hatten. Sie hatte in eine der reichsten angloamerikanischen Familien der Stadt eingeheiratet und so ihr eigenes ansehnliches Vermögen noch vergrößert. In ihrem blütenweißen Tenniskleid und mit dem elegant fri-

sierten grauen Haar wirkte sie dort oben auf dem Lastwagen, neben dem Fahrer im fleckigen Overall, völlig fehl am Platz.
Frank und Vic gesellten sich zu uns.
»*Qué pasa?*« fragte Frank wie vorher ich.
»Ja, was gibt's?« stimmte Vic ein.
Diesmal zuckten wir alle vier die Achseln, Jesse, Tony, Maria und ich.
Holz splitterte, der Fahrer legte das Stemmeisen weg und drückte die Front der Kiste abwärts. Isabel drehte sich mit triumphierendem Blick nach uns um.
In der Kiste war ein *árbol de la vida* – ein Lebensbaum. Er war mindestens zweieinhalb Meter hoch und mehr als einen Meter zwanzig breit. Der Baum ist in Mexiko seit uralter Zeit ein Symbol des Lebens, des Todes und der Wiedergeburt, und viele der alten Bäume sind von einer zarten Schönheit.
Dieser besondere Baum war rosarot, lila und grün; orangerot, türkisgrün und gelb; rot und blau mit goldenen Glanzlichtern. Auf seinen Keramikzweigen saßen Vater, Sohn und Jungfrau Maria und vermutlich auch der Heilige Geist. Adam und Eva, züchtig bedeckt mit großen grünen Feigenblättern, lachten mich an. Die himmlischen Heerscharen mit Banjos, Flöten, Harfen und Schwertern waren vertreten. Rechts und links grinsten einfältig eine Sonne und ein Mond. Es fehlte auch nicht an Pferden, Kamelen, Ziegen, Schweinen, Kaninchen, selbst ein Löwe mit einer goldenen Krone war da; ebenso Rehe, Antilopen, Panther, Einhörner und weiße Tauben. In der Mitte, zwischen Adam und Eva, lugte der Kopf einer Schlange aus dem Blattwerk, die einen blau-gelben Apfel schmauste. Außerdem hatte der Baum auch noch Blüten, und von jeder grellfarbigen Blüte ragten an langen Stielen rote Beeren heraus.
Ja, in der Tat, dieser Baum war ein Supersymbol. Womöglich glühte er bei Nacht auch noch.